Das Denkmal der roten Prinzessin.

In der schlichten kleinen Gemeindekirche von Gravesend hat der amerikanische Botschafter in London am letzten Donnerstag feierlich in Anwesenheit der Stadtbehörden und einer Abordnung amerikanischer Seeoffiziere und Matrosen zwei schöne Kirchenfenster eingeweiht, die zur Erinnerung an die Prinzessin Pocahontas bestimmt sind und fortan als das Denkmal der roten Prinzessin eine Sehenswürdigkeit abwechsevend bilden werden. Sie sollen an eine romantische Liebesgeschichte aus jenen Tagen gemahnen, da britische Kolonisten in Amerika ein neues Heim suchten.

Es waren die Tage der Prinzessin Pocahontas, der kleinen Kocher des „Indianer-Kaisers" Powhatan. Das war ein mächtiger Stammeshäuptling, der unter den Indianern und unter den Kolonisten durch seine Klugheit und seine Schlauheit berühmt war und eine Reihe von kleineren Indianerhäuptlingen und Unterhäuptlingen zu seinen Untertanen zählte. Den Kaiserstiel verdankte Powhatan dem monarchischen Selbstgefühl König Jakobs I., der es als eine Erhöhung seiner Würde ansah, aber einen Kaiser zu herrschen; so schickte der englische Hof denn dem mächtigen Indianerführer eine Flasche Oel und eine Krone zur Morgengabe. Die Legende freilich will wissen, daß Kaiser Powhatan über die Aermlichkeit dieser unpraktischen Gabe die Nase rümpfte und lieber Gewehre erhalten hätte.

Seine Tochter Pocahontas, die rote Prinzessin, ward 1594 geboren und verdrachte ihre Kindheit wohl kaum anders als die meisten Indianermädchen. Aber ihr großer Tag kam, als die Krieger ihres Vaters eine Booismannschaft von Kolonisten, die auf dem Chickahominy-Flusse eine Erkundungsfahrt angetreten hatten, überfielen und niedermetzelten bis auf einen, den Kapitän John Smith. Eine Zeitlang wurde Smith von Powhatan gefangen gehalten und anscheinend von der roten Prinzessin, die ihn schon früher, in Jamestown, kennen gelernt hatte, gepflegt und verwöhnt. In ihm Herzen der Tochter des Häuptlings keimte Liebe zu dem Bleichgesicht auf. Aber John Smith wurde von den Indianern zum Tode verurteilt, mit einem Steine, der künftig heilig gehalten werden sollte, wollte man ihm den Schädel zerschmettern. Das Urteil sollte vollzogen werden, der Gefangene lag schon ausgestreckt am Boden, als plötzlich die junge Tochter des Indianer-Kaisers sich über das Opfer warf und es mit ihrem Leibe beschützte. Das verhörte die Hinrichtung, und Pocahontas erlangte schließlich von ihrem Vater die Zusicherung, John Smith zu schonen. Man beschloß, den Gefangenen gegen zwei Kanonen aus dem Fort auszutauschen, worauf Smith sofort einging, weil er wohl wußte, daß die Wilden nicht imstande sein würden, die Geschütze mitzuführen. Nach diesem Abenteuer wurden die Bande, die Smith mit seiner jungen indianischen Retterin verknüpften, noch inniger, bis der Engländer bei einer Explosion verunglückte und in die Heimat zurückkehren mußte. Er kam nie in die Kolonie zurück; der armen kleinen roten Prinzessin erzählte man, ihr weißer Freund sei tot.

Pocahontas, die damals 15 Jahre zählte, trauerte bitterlich um John Smith, blieb stets eine Freundin der weißen Ansiedler, aber die Freude am Leben schien dahin. Dann, als sie 20 Jahre alt geworden war, teilte sie das Schicksal mancher weißen Prinzessin, man opferte sie der Politik. Sie sollte einen wohlhabenden Kolonisten, John Rolfe, heiraten, man versprach sich aus dieser Verbindung eine günstige Einwirkung auf das Verhältnis der beiden Rassen. Pocahontas fügte sich, sie wurde getauft, erhielt den Namen Rebekka, und bald führte Rolfe seine schöne junge rote Frau, die ihm inzwischen einen Knaben geschenkt hatte, nach England, wo sie viel bewundert und auch bei Hofe vorgestellt wurde. Es kam sogar zu einem gesellrichen Zusammenstoß: dem König gefiel die anmutige junge Indianerin so ausnehmend, daß er auf den Ehemann eifersüchtig wurde und ihn beschuldigte, Verrat geübt zu haben, da er die Tochter eines fremden Herrschers ohne Genehmigung des Königs von England geheiratet habe. Das Leben der armen Pocahontas hätte vielleicht harmonisch geendet, wenn sie nicht eines Tages unerwartet ihren totgeglaubten Freund, den Kapitän John Smith, wiedergesehen hätte. Man führte sie nach Bath, ohne ihr zu sagen, wen sie wiedersehen sollte: und plötzlich stand sie nun demMyhgott ihrer Jugend gegenüber. Die Chronik berichtet, daß die rote Prinzessin zur Bildsäule erstarrte; dann aber kam über ihre Lippen ein zärtliches, leises Flüstern, „Vater!" murmelte sie; es war der Kosename, mit dem sie einst Smith gerufen hatte. Von diesem Tage an kränkelte Pocahontas, wurde nie mehr fröhlich gesehen, starb bald darauf; die Chronik berichtet, an gebrochenem Herzen. Ihre Heimat Virginien sah sie nicht wieder. Als sie im Begriffe stand, zur Rückkehr nach Amerika an Bord zu gehen, starb sie.

In der alten Stadtkirche von Gravesend legte man die rote Prinzessin zur ewigen Ruhe. Jetzt, nach vier Jahrhunderten, setzte ihr die Nachwelt ein Denkmal.

Ein Korsettverbot während der Hitze.

In Amerika herrscht eine ungewöhnliche Hitze, die täglich viele Opfer, namentlich unter den Frauen, fordert. Nun hat das Frauenthyzeum in Illinois seinen Zöglingen verboten, während der Hitze ein Korsett zu tragen. Das Verbot erstreckt sich auf die Lehrerinnen und auf das Personal. Jeden Morgen werden alle Schülerinnen untersucht, ob sie ein Korsett anhaben. Der weibliche Arzt hat festgestellt, daß die Frauen durchaus nicht schwächer seien als die Männer, und daß sie nur deshalb den Einwirkungen der Hitze so rasch erlagen, weil sie ein Korsett anhätten. Das Korsett schnüre den Blutkreislauf ab, verhindere eine Ausatmung des Körpers und führe zu sehr schweren Störungen. Die Frauen, die in der Sonnenglut Korsetts trügen, seien wenig leistungsfähig, die Pflichten der Familienmutter und Hausfrau zu erfüllen. Auch an die arbeitenden Frauen wendet sich der Erlaß.

Ein Heim für Witwen

ist in der französischen Hafenstadt Le Havre gegründet worden. In diesem Heim finden die bedürftigen Witwen mit ihren Kindern gegen die minimale Miete von nur 3 Franken im Monat eine aus mehreren Räumen bestehende Wohnung. Sie müssen sich aber kontraktlich verpflichten, die Wohnung gut zu halten und sie zu räumen, wenn ihre wirtschaftliche Lage sich gebessert hat, damit stets die Bedürftigsten in dem Hause Aufnahme finden. Da Le Havre gegenteilig eineBevölkerung von Fischern und Seeleuten aufweist, ist die Zahl der mittellosen Witwen dort besonders groß.

Die Eva mit der Glatze.

Düstere Zukunftsbilder für das weibliche Geschlecht entrollt der Arzt Dr. Broig in einem Aufsatz des „Bulletin medical", in dem er sich mit dem Einfluß der modernen Kleidung auf die Körperbildung und die Frauenkrankheiten beschäftigt. Die beirrliche Schlußfolgerung des französischen Mediziners geht dahin, daß die Eva der Zukunft als Hauptschmuck die — Glatze tragen werde.

„In den dreißig Jahren meiner Praxis," sagt Dr. Broig, „habe ich eingehende Beobachtungen darüber anstellen können, wie die Körperbeschaffenheit der neuen Generation sich allmählich, langsam aber unaufhaltsam verwandelt. Die Brust fällt ein, die Schultern krümmen sich, kalte Füße werden fast eine Normalerscheinung, die Hände zeigen eine Neigung zu violetter Färbung, das Gesicht wird schmäler, Stirnfalten sind häufiger, die Verdauung verschlechtert sich." Das ist aber nicht alles; die Blutarmut wirkt auf Gesicht und Schädel ein, die Elastizität der Poren nimmt ab, die Nase entwickelt sich stärker, das alles sind Folgen des Lebens am Schreibtisch und der Lektüre bei Licht. Diese Verschlechterung des Allgemeinbefindens wirkt auf die Kopfhaut, stört die Zaisgansonderung und führt unausbleiblich zum Verlust der Haare. Schon heute klagen die Frauen über häufigen und zunehmenden Haarausfall. In Wirklichkeit ist dieses Phänomen nichts anderes als der Vorläufer der Glatze, die bisher ein Privilegium des Mannes war: das weibliche Geschlecht marschiert der Kahlköpfigkeit entgegen.

Dr. Broigs wenig galante Prophezeiung wird zwar die Perückenmacher erfreuen, aber die Herzen der Frauen nicht mit glühender Begeisterung erfüllen. Und die Männer werden mit Schaudern an das Zukunftsbild denken, das ihnen das Haupt der Geliebten mit goldener oder schwarzer Haarpracht als elfenbeinglänzenden Konversspiegel zeigt.

Lustige Ecke.

Eine andere Sache. Kellner: „Herr Knöthchen, Sie werden am Telephon gewünscht!" — „'s ist schon gut, Jean — ich wollte ohnedin jetzt nach Hause gehen, da mir 's Bier heute nicht schmeckt — sagen Sie meiner Frau . . ." — „Ihre Frau ist's gar nicht . . ." — „So so, das ist eine andere Sache — dann bringen Sie mir noch eine Maß!"

Variante. „Erzellenz muß bei der Besichtigung fürchterliche Auslese unter den Stabsoffizieren gehalten haben." — „Ja, er kam, sah und siebte."

Neuzeitlich. „Muß man hier eine Kurtaxe zahlen?" „Eine Kurtaxe nicht, aber eine Kraxeltaxe. Der Berg gehört nämlich dem Hotelbesitzer."

Immer derselbe. „So ein aufgeblasener Prosa, dieser Schlumbski! Den hätten Sie mal sehen sollen, wie er neulich vor Gericht erscheinen mußte . . . die ganze Anklagebank hat er eingenommen!"

Ermüdet. Bergsteiger (aufatmend): „Bis in tausend Meter Höhe hat der Flop mich gepeinigt, den ich diesen Morgen aus'm Gasthof mitgenommen hatte, jetzt scheint er, Gott sei Dank, endlich umgekehrt zu sein!"

Idyll in Durazzo. Fremder: „Diese Nacht habe ich nicht weniger wie achtzig Wanzen getötet!" Wirt: „Donnerwetter, das wird man merken können — wollen Sie nicht noch 'n paar Tage hierbleiben?"

(„Meggendorfer Blätter".)

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 28: „Alarm".

Richtige Lösungen gingen ein 145. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 152. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Albert Mentzel, M. Middendorf, Anna Wittfoth, M. Görlach, Artur Volgt, Karl Höke, Franz Behrendt, Ernst Braune, Hans Voratz, Margarete Eckardt, Marg. Schafferrich, Anna Berger, Reinhold Hilsenhaus, G. Krüger, M. Semmler, Herm. Fuchs, Kurt Wesold, Otto Hellwig, Hans Gotsche, Albert Carl, Willy Krukow, Elsbeth Hoelck, Frau A. Kopf, Frau Gertrud John, Otto Trümpler, Hans Schultz, Gotthold Welische, Kurt Link, Gertrud Nagel, Frau Kaufeld, Frau F. Forcke, Edith Schoch, Anna Wiedenbeck, Käthe Brettler, Artur Hartnuß, Frau E. Hartnuß, E. Schulz, Frau Hagemann, Anna Henniske, Georg Näglich, Anna Liebe, Klara Dietrich, Bruno Wiesner, Erich Wilke, Herm. Wilke, Friedr. Meyer, Walter Otto, Marg. Kämpfe, Karl Bobbe, Frau Weingardt, Frau Helene Lingner, Luise Bischoff, Charlotte Ber, Frau Rittikoff, Willy Frenisch, F. Warnick, Erich Peter, Frau Clementine Schäfer, Else Bech, Georg Ebert, Walter Wolfgang, Friedrich Wolfgang, Frau Wipplinger, Ilse Kresse, H. Christel, Arthur Jacob, Richard Kaufmann, Otto Kolling, Frau Franziska Rennert, Frau F. Wackernagel, Frieda Steinner, C. Frubnert, Luise Hermann, Otto Schmude, Frau M. Bechmann, Otto Hadrich, Frau Martha Berger, Marthel Berger, Margarete Zimmermann, Paul Scholz, C. Schröder, E. Reinholz, Alb. Schmitz, Marie Lindner, Gustav Bierbrauer, Anna Gente, Karl Horn, R. Kötzsch, Erna Krause, Friedrich Wege, Herbert Lehnert, Georg Häder, Walter Häder, Karl Raue, Ilse Knoll, Käthe Reiahl, Gertrud Baumert, Willy Bauß, Martha Böge, Kurt Hornbogen, Hans Bernhardt, Otto Schröder, Willy Stolze, Frau Minna Gleuwitz, Charlotte Eulenberger, Fritz Dietz, Cl. Bethler, Else Words;

von auswärts: Franz Berger, Wettin, Frau Anna Winkler, Lettin, Hannly Pfeffer, Leimbach, Werner Pfeffer, Leimbach, Otto Krohndorf, Merseburg, Sergeant Müller, Wittenberg, Frieda Koch, Radewell, Franz Schmiedel, Nietleben, Willy König, Mansfeld, Richard Lümmler, Ammendorf, Otto Löber, Nietleben, S. Wagner, Günthertitz, Oskar Dietrich, Wernsdorfer, Ilse Fleischer, Berlin, Trude Quirin, Stassfurt, Karl Schulze, Wiesau, Tom Neithbauer, Gollme, Marie Kreuzmann, Nietleben, Frau E. Klose, Delitzsch, Ernst Krause, Canena, Alb. Fuhrmann, Canena, Karl Weiseck, Dessau, Rich. Rühlmann, Köthen, Otto Bummermann, Zscherden, F. Peter, Nietleben, Otto Weber, Reußen, R. Hennenberg, Petersdorf, Erich Pritzel, Aken, Paula Pitzel, Aken, Gotthold Sembt, Dobrilugk, A. Krug, Wittenberg, Hans Gall, Schweinitz, Grete Fischer, Ostrau, H. Leudner, Serdtz, W. Steffer, Teuchern, Frau Schröder, Schmiedeberg, Otto Lange, Schmiedeberg, Frau B. Brandt, Mücheln, O. Wolf, Könnern, Karl Schmmann, Nietleben, Frau Engel, Bibiella.

Die Prämie: Humoristischer Hausschatz von G. Ritter

entliel auf Ilse Knoll, hier.

Rätsel.

Das Erste frißt, das Zweite ißt,
Das Dritte wird gefressen, das Ganze wird gegessen.

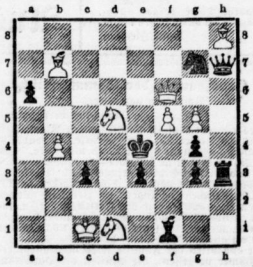
Prämie:

Halloria, ein Saale-Roman v. Dr. Funke.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Donnerstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Von D. Locock. (Leisure Hour-Turnier, I. Preis.)



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 27.

Zweizüger von F. Libby.

W. Ka7, Df2, L8, h1, Sh1, Td3, Bb6.
Schw. Ke5, Le2, f4, Se6, Bb7, c5, e6, h3.
1. Ka7—b8, beliebig; 2. Sechsfach matt.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Huck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage

des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 29 | **Halle a. S., Sonntag, den 19. Juli** | **1914**

Mit den Tönen
Kommt das Sehnen,
Reget sich der Liebe Schmerz,
Wie sie beben,
Und verschweben,
Bebt, verschwebt das stille Herz.

Novalis.

In einer halben Stunde.

Von Max Schiedellamp.

Komtesse Maria atmete tief den süß berauschenden Duft der roten Rosen ein, die sich schwer über den Rand der Kristallvase neigten, wie um das Bild zu grüßen, das, in breitem, silbernem Rahmen, im Glanze der strahlenden Maiensonne flimmerte. Die weiße Hand strich liebkosend, weich über das spiegelnde Glas.

„Liebster du!" Wie ein verhaltener Seufzer der Sehnsucht kam es über die roten Lippen, um die es von nervöser Abspannung zuckte.

„Geliebter — wann?" Und die grauen Augensterne unter dem reichen blonden Haar richteten sich in banger Frage auf das heimliche, verschlossene Antlitz. Das finster und hochmütig aus dem glimmernden Rahmen herausblaß.

Arrogant, maßlos arrogant nannten die Leute den Grafen Alexander v. Wartenegg; die Verwandten, die Kameraden im 8. Jäger-Regiment zu Pferde, alle wußten mit seiner sich stets gleichbleibenden korrekten liebenswürdigen Höflichkeit nichts anzufangen, nur die Mannschaften seiner Eskadron schwärmten für ihren Oberleutnant, der ihnen bei aller Strammheit im Dienst ein gütiger Vorgesetzter war. Dabei war er auch hier in der äußeren Form stets unnahbar; nur selten ging ein Lächeln um den beredten, festgeschlossenen Mund und zwischen den Augenbrauen unter der Schiene des Stahlhelms stand eine tiefe Falte, die sich bis zur Nasenwurzel zog. „Der eiserne Graf" hieß er im Regiment und in der Garnisonstadt, und seine plötzlich vollzogene Verlobung mit Komtesse Maria von Derwenitz erregte einen Sturm in den interessierten Fressen. Man bebauerte allgemein das junge, liebenswürdige Mädchen, das bei ihrem Bruder auf Schloß Derwenitz in einiger Zurückgezogenheit lebte. Man war überrascht, ja entrüstet, denn die geschätzte Fama, die in der Stadt wie ein Flackerfeuer umging und jedes wichtige Familienereignis lange vor der Zeit mehr oder weniger aufgepuzt oder entstellt zu vermelden wußte, war dieses Mal stumm geblieben und durch die Tatsache geschlagen worden.

Marias Gedanken gingen zurück zu dem lichten Septembermorgen, an dem sie das erste Mal in die von düsteren Brauen überschatteten Augen geblickt hatte, in denen beim Anblick ihrer blonden Schönheit ein Glanz aufgestrahlt war, ein Staunen, ein Bewundern und eine Sehnsucht, die an Marias Herz gerührt hatten. Der Jägeroffizier war, den lahmenden Fuchs am Zügel führend, während einer Gefechtspause vom Manöverfelde auf den Schloßhof gekommen und hatte gebeten, das Pferd unterstellen zu dürfen. Sie hatte den Grafen in Abwesenheit ihres Bruders empfangen und sofort die nötigen Anordnungen wegen der Unterbringung des schonungsbedürftigen Tieres getroffen. Er hatte aber selbst mit Hand angelegt, die Fessel gefühlt und gemüht, bis alles, was zu tun möglich, getan war. Dann hatten sie ein paar Augenblicke auf der Terrasse zusammen gestanden. Er atmete schwer, und in seinen Augen lag eine bange Frage, als er vor ihr stand, um ihr für ihre Hilfeleistung zu danken. Den Stahlhelm in der Linken, beugte er sich tief über ihre Hand, als das Klappern der Hufe vom Schloßhof her anzeigte, daß sein Bursche mit dem Handpferd eingetroffen war.

„Sie sind gütig — innigen, innigen Dank!" Er hatte es ganz leise, fast unhörbar gesagt. Sie hatte nichts antworten können; unmerklich nur hatte sie den warmen Druck seiner Hand erwidert, aber in ihren grauen Augen stand das Verstehen, und eine flammende Röte ging über des Mannes Stirn, ehe der stählerne Schirm unter dem goldenen Adler sich wie ein Schirm darüber legte.

Nach dem Manöver hatte er den Grafen Derwenitz schriftlich um die Erlaubnis gebeten, sich um Komtesse Marias Hand bewerben zu dürfen. Der Bruder hatte den „eisernen Grafen" empfangen, hatte ihm in die Augen gesehen, in denen jetzt ein weiches, zärtliches Leuchten stand. Dann hatten sich beide die Hände gedrückt, fest und freitwoll nach märkischer Art, und der Verweniztzer hatte gefühlt, daß in diesem Händedruck ein heiliges Gelöbnis lag.

Von der Dorfkirche klangen die Osterglocken zum Schloß herüber, als Graf Wartenegg Komtesse Maria den goldenen Reif an den Finger steckte und unter dem ersten, scheuen Kuß ihrer reinen Mädchenlippen erbebte. Ein heiliges Glück war in beiden, ein völliges Verstehen, eine rückhaltlose Hingabe der Seelen. Der Mann, den eine grenzenlose Enttäuschung verbittert, hatte sich einen Schirmung des Empfindens, hatte sich eine Liebeskraft bewahrt, die jetzt fiebernd nach Ausdruck rang, die hervorbrach mit einer bangen Leidenschaft, mit mühsam zurückgedämmter Glut, die ihn vor der geliebten Frau in die Knie zwang in Anbetung und demütiger Liebe. Und sie gab ihm ihre ganze Weibessehnsucht, schenkte mit verschwenderischer Großmut alle Schätze ihres Herzens, daß das Bewußtsein, sie zu besitzen, Tränen des Glückes über seine Wangen rinnen ließ.

Nun glühten und blühten die Rosen im Derwenitzer Schloßpark und dufteten schwül und süß zu Komtesse Marias Zimmer hinauf und grüßten so die Schwestern, die sich flammendrot über das Bild im Silberrahmen neigten. Und die grauen Mädchenaugen richteten sich in stummer Frage auf das verschlossene Antlitz: „Wann wirst du mich heimführen? Wann darf ich dein Weib sein, das nur noch eine einzige Pflicht kennen wird, dich glücklich zu machen!"

Ein helles Wiehern von der Dorfstraße her jagte ihr das lichte Rot über das feingeschnittene Antlitz, und, zum Fenster tretend, sah sie den Goldfuchs im langen Trabe durch die zum Schloß führende Allee herankommen. Der Reiter grüßte von weitem die Braut, aber ernst und gemessen, die rechte Hand am Schirm der weißen Mütze, deren grünsammtner Besatz sich den tief in die Allee hinabhängenden Lindenzweigen anpaßte.

„Alex!" — „Maria!" Ein Aufschrei der Sehnsucht! Sie hielten sich umschlungen und küßten Herz an Herz, wie sehr sie sich notwendig waren, empfanden die süße Qual leidenschaftlicher Sehnsucht und die ganze heilige Reinheit ihrer Liebe.

„Du! — O du!" Sie hielten sich fest Hand in Hand und standen sich gegenüber, während ihre Blicke ineinanderflammten, und einer im Auge des anderen die rückhaltlose Hingebung, die Treue über den Tod hinaus las.

„Du — wann holst du mich? Du?!"

Er schloß die Augen und küßte sie auf den Mund. „Bald, mein Liebling, bald!"

„Warum erst bald, Alex? Sieh, das Leben ist so kurz. Was wir jetzt an Glück verfäumen, wir können es nie mehr einholen! Wer kann uns hindern? Wir sind beide unabhängig. Mein Bruder braucht mich nicht, aber du, du brauchst mich, — ich fühle das! Und ich brauche dich auch, Alex!"

Wie eine düstere Wolke ging es über sein Antlitz: „Lieb, glaube mir, wir müssen noch warten. Es ist eine rein dienstliche Angelegenheit, die mich zwingt, unsere Vereinigung noch hinauszuschieben — mehr darf ich nicht sagen! Deinem Bruder habe ich informiert als Kamerad dem Kameraden gegenüber. Beunruhige dich nicht, Liebstes; es ist eine rein militärische Angelegenheit!"

„Aber wann?"

„Dann, wenn das vorbei ist, dann zögern wir keinen Tag! — Du mein alles!"

Sie schmiegte sich erschauernd in seinen Arm. „O du — wenn ich mir denke, daß ich einmal sagen kann, „in einer halben Stunde holt er dich heim als sein Weib!" Liebster Mann. Wie überselig wäre dein Lieb!"

„In einer halben Stunde —!" Die Worte kamen leise, fast unhörbar über seine Lippen. Dann schlang er den Arm fester um ihre Gestalt und küßte aufstöhnend den weichen, zärtlichen Mund. „Maria, mein Einziges, auch ich wäre der glücklichste Mann, wenn ich erst sagen könnte: „in einer halben Stunde!"

*

Aus der Vase neben dem Bilde neigten sich glutrote Dahlien über das Bild im Silberrahmen, auf das sich ein blasser Frauenmund preßte. Unnatürlich groß blickten die grauen Augen durch einen Schleier von Tränen auf den Brief, der in der bebenden Hand knisterte. Und immer wieder las Maria die Zeilen, ohne den Sinn ganz erfassen zu können.

„Mein einziges Lieb! Die bitterste Stunde meines Lebens ist gekommen! Seit du damals jagtest, wie überselig du wärst, wenn du denken könntest, daß ich in einer halben Stunde kommen würde, dich als mein Weib heimzuholen, hat mich dieses Wort nicht verlassen. „In einer halben Stunde!" am Tage im Dienst, in schlummerlosen Nächten habe ich es vor mich hingesagt in Liebe und Sehnsucht, in Angst und Verzweiflung. Nun ist der Tag gekommen, der entscheiden wird, ob und wann uns die Stunde des Glücks schlagen wird. Oh! Ja, meine Maria, eine halbe Stunde nachdem du meinen Brief erhalten hast, wird Rittmeister von Gagern dir Nachricht bringen, wie es um mich steht, wenn ich dich nicht mehr selbst in meine Arme schließen kann.

Auf Grund einer Auseinandersetzung aus Zeiten, in denen du noch nicht die Sonne meines Lebens warst, habe ich megzen früh mit einem Kameraden der Schutztruppe, der vorgestern aus Südwest zurückgekehrt ist, ein Pistolenduell auszutragen. Wenn du meinen Brief erhöltst, ist schon alles vorüber.

Weine nicht, meine Maria, wir stehen alle in Gottes Hand. Ich habe den Tod nie gefürchtet, aber seit ich dich habe, seit du, Einzige, mich an dein Herz genommen, ist der Gedanke an die Möglichkeit einer ewigen Trennung von dir unsagbar schmerzlich. Lebe wohl, du mein Alles, und laß dir noch einmal von ganzem Herzen danken für alles Glück, daß du mir gegeben.

Ich küsse dich noch einmal in inniger, unwandelbarer Liebe und Treue bis in den Tod, dein Alexander."

Marias Linke hatte sich über dem zuckenden Herzen zusammengekrampft, alle Farbe war aus dem

Gedenktage der Woche.

19. Juli 1810 Luise, Königin von Preußen, Hohenzieritz bei Strelitz †
1819 Gottfr. Keller, schweizer. Dichter, Glattfelden bei Zürich *
1863 Herm. Bahr, Schriftsteller, Linz *

20. Juli 1304 F. Petrarca, ital. Dichter, Arezzo *
1832 K. J. Weber, philosoph. Schriftsteller (Demokritos), Kupferzell †
1866 Seeseg Tegetthoff über die ital. Flotte bei Lissa.
1870 A. v. Graefe, Augenarzt, Halle †
1903 Papst Leo XIII., Rom †

21. Juli 1733 Papst Clemens XIV. hebt den Jesuitenorden auf.
1796 Robert Burns, schott. Dichter, Dumfries †
1886 Karl v. Piloty, Maler, München †

22. Juli 1895 Rudolf Gneist, Rechtslehrer, Berlin †
1909 Detlev Frhr. v. Liliencron, Dichter, Altrahlstedt bei Hamburg †

23. Juli 1562 Götz von Berlichingen, Hornberg †
1911 Riesenbrand in Konstantinopel, 10 000 Gebäude eingeäschert, einige hundert Tote.

24. Juli [illegible] Schriftsteller, Billers Colterets *
1899 Schluß der Friedenskonferenz im Haag.
1904 Sieg der Japaner über die Russen bei Taschichiche.
1906 Ferd. v. Saar, deutsch-österreich. Dichter, Wien † (Selbstmord).
1908 Walter Leistikow, Maler, Berlin †

25. Juli 1790 J. B. Basedow, Pädagog, Magdeburg †
1850 Sieg der Dänen über die Schleswig-Holsteiner bei Idstedt.
1858 Der österreichische Feldmarschall Radetzky, Mailand †

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19140719023/fragment/page=0001

blühenden Antlitz gewichen und glühendheiße Tränen rannen über die marmorweißen Wangen. Aber kein Laut kam über die erblaßten Lippen. So wartete sie in stummem Schmerz. In einer halben Stunde! Und zögernd, kaum sichtbar, rückt der blinkende Zeiger der kleinen Stutzuhr vor, zu langsam für die Hoffnung, zu schnell für die Angst.

Da klang ein helles Wiehern von der Landstraße her durch den Sonnenmorgen, und zum Fenster tretend sah Maria den Goldfuchs in gestrecktem Galopp die zum Schloß führende Allee herangeprescht, und auf ihm saß ein glückstrahlender Mann, der von weitem die weiße Mütze der Jäger zu Pferde schwenkte und mit Hand und Mund hinaufgrüßte zu der geliebten Frau, die lachend und weinend am Fenster lehnte, und selig vor sich hinflüsterte: „In einer halben Stunde — nun wird es doch Wahrheit!"

Die alte Uhr.

Von Hanna Maria Riwalsky.

Herr Philipp Aucourt sammelte Altertümer. Sein Haus in der Rue Payette zu Lyon war vom Keller bis zum Boden mit den verschiedensten Dingen angefüllt. Und das kleine Landhaus in Chaligne glich mehr der Behausung eines Waffenhändlers, als einem friedlichen Sommeraufenthalt.

Dabei nahm Monsieur Aucourt nicht alles, was ihm gebracht wurde. Wertlose Sachen, alte Kleider und Möbel wurden stets zurückgewiesen. Spazierstöcke waren seine Spezialität. Aber auch nur, wenn sie aus seltsamem Holz bestanden oder ebenderliche Griffe besaßen. Er sammelte mit der Zeit 30 Stück und benutzte jeden Abend einen anderen zum Gange durch die Stadt.

Einmal führte ihn der Weg durch die Rue des Jardins. Er trug den wertvollsten Stock seiner Sammlung. Louis XVI. hatte ihn auf seiner letzten Fahrt von Versailles nach Paris benutzt, ehe er die Hände der Revolutionäre fühlte. Auf dem schlanken Zedernholz saß eine goldene Krücke, deren abgeschrägtes Ende die Initialen L. S. (Louis seize) in Rubinen und Saphiren zeigte. Die rotfunkelnden Strahlen der Sonne glänzten auf dem verschlungenen Monogramm, und stolz schritt Monsieur Aucourt vorüber an der blühenden Pracht der Gärten. Da wurde das friedliche Idyll des Abends jäh gestört. Zwei Seidenpinscher, die die Feindschaft ihrer Familie teilten, zupften sich mit wütendem Gebell gegenseitig die Haare aus, angefeuert durch die Zurufe der belustigten Passanten, die sich um das drollige Schauspiel scharten. Monsieur Aucourt machte Miene zur Umkehr, als die beiden Kämpfer wie ein Knäuel vor seine Füße trudelten und ihn selbst zu Boden rissen. Das helle Lachen der Menge verdroß ihn. Und ohne sich um den entfallenen Stock zu kümmern, rappelte er sich auf und ging weiter. Nach einer verärgerten Viertelstunde erst kam ihm der Verlust zum Bewußtsein. Aber die Rue des Jardin lag still und friedlich, und von dem Stock Ludwigs des Sechszehnten fand sich keine Spur.

Am nächsten Morgen machte Herr Aucourt sein Mißgeschick in der Zeitung bekannt und ging selbst aus, den verlorenen Schatz zu suchen. Unterdessen saß sein einziger Sohn François daheim und brütete über seiner Lebensaufgabe, eine Aufgabe seltener Art, würdig seines Vaters, der sie ihm stellte. François Aucourt durfte nicht eher heiraten oder sich als Erbe seines Vaters betrachten, als bis er eine alte Uhr zur Stelle geschafft hatte. Aus Lyon, Paris, Rom oder sonstwo her. Und zwar die Uhr, die einst der Sonnenkönig der Frau von Maintenon schenkte, als er sie zu seiner Favoritin erhob. Der Großvater François hatte sie schon gesucht, und seinem Sohn Philipp dies Kunstwerk genau beschrieben. Auf einem vergoldeten Gehäuse tummelten sich Amoretten, in ihrer Mitte das Bild des vielgeliebten Königs Louis XIV. tragend. Ein Vorfahre der Aucourts hatte das Kunstwerk geschaffen, und Ludwig hatte mit eigener Hand in den Sockel die Worte graviert: Nicht an Zeiten binde dich, was die Stunde gibt, genieße! Wenn sich Kronos niederließe, seiner harrend fand er mich. Er selbst hatte sich jedenfalls als Kronos betrachtet und Madame von Maintenon damals noch als die sehnsüchtige Seele, die seiner harrte. — Monsieur Philipp war des vergeblichen Suchens überdrüssig geworden und hatte es unter den besagten schweren Bedingungen an seinen Sohn abgetreten.

Auch an diesem Morgen starrte François nachdenklich auf den schmalen Goldstreifen, den die Sonne dem kleinen Hinterstübchen in der Rue Payette gönnte. Er sehnte sich aufs Land nach Chaligne, um auszuruhen. Aber seit Madame Marie-Luise, seine Mutter, von ihrer Schutzpatronin in den Himmel gerufen war, lag da draußen alles verödet. Die Räume glichen einem Arsenal voll Toledaner Klingen und turkmenischer Dolche, und es gab kaum einen Platz, wo man hätte zu Mittag essen können.

Ein leises Klopfen an der Tür störte ihn. Auf sein freudliches: „Entrez, s'il vous plaît!" trat bescheiden ein junges Mädchen ein, das ängstlich einen Gegenstand auf dem Rücken verbarg. Beim Anblick dieser schüchtern erröteten kleinen Schönheit überfiel den jungen Mann eine wahre Wut auf die alte Uhr und seine Heiratsbedingungen. Als die Kleine auf sein freundliches: „Que desirez-vous, Mademoiselle?" noch immer ängstlich vor der Tür stand, und nur immer: „Hélas" und „Oh, mon dieu" stammelte, wurde er selbst verlegen. Endlich faßte sich das Mädchen und zog den verborgen gehaltenen Schatz ans Licht. Und in zierlichem Französisch sprudelte sie hastig herunter: „Mein kleiner

Allein.

Von Wilhelm Jensen.

Geh hinaus mit deinem Leid,
Geh hinaus in die Einsamkeit!
Was willst du mit deiner weißen Blume
In dem Gaunsal unter den Tänzern?
Was willst du mit deinem Weißgrame
Unter den Schwätzern und Schwärmern,
Unter den Roben und unter den Frächen,
Unter den gaffenden Lassen und Gecken?
Geh hinaus mit deinem Leid
In die heilige Einsamkeit!

Geh hinaus in die Nacht, in den Sonnenschein,
In den Sturm, in die Stille — doch geh allein!
Bin ich die Weide, das schwankende Moor,
Durch den rinnenden Sand, durch das sausende Rohr!
Und nur mit dir selber, weiter hinaus
An das Meeres unendliches Wogengebraus,
Wo Wellen kommen und Wellen gehn,
Wie es vor dir geschah, wie's nach dir wird geschehn,
Und sie rauschen ins Herz dir und grüßen sein Leid
Mit den ewigen Stimmen der rollenden Zeit.

Und hinaus geh zum Wald, in den murrenden Tann,
Auf dem einsamen Bergpfad durchs Dunkel hinan,
Bis der Tritten grünes Licht dir winkt,
Bis die Lippe die kühlende Hochluft trinkt!
Dort erklimme der Felswand graues Gestein,
Wo die zu Häupten der Himmel allein,
Wo nur der Wind dir die Stirn noch umrauscht,
Den Stimmen des Weltalls dein Ohr noch lauscht.

Und dann blick' auf die Welt, die zu Füßen dir liegt,
Die du drunten verlassen, die unter dir kriecht
Wie Gewürm, das den Mehricht der Gassen belebt,
Das den Moder durchgräbt, bis sich's in ihm begräbt!
Und Ruh' wird dir werden,
Und stolz wird das Herz, und die Seele wird weit,
Von Ahnung umschauert: ein großes Leid
Bei das Höchste der Erden.

Bruder fand gestern abend in der Rue des Jardins diesen Stock, und da wollte ich ihn Herrn Philipp Aucourt einmal zeigen, weil er doch . . ." Weiter kam sie nicht. Mit freudigem Ruf ging François ihr entgegen.

„Superbe, charmant, Mademoiselle!" Es ist der Stock meines Vaters, den er gestern dort verlor. Und eine hohe Belohnung ist Ihnen gewiß. Wollen Sie mir Ihren Namen nennen?" Das junge Mädchen errötete noch tiefer. „Manon Delabort aus der Rue Boron. Ich freue mich, Ihnen den kleinen Dienst erweisen zu können." Er drängte ihr mit Gewalt ein Fünffrancsstück für den kleinen Bruder auf. Dann reichte sie ihm zögernd die Hand. In dem Augenblick fiel ein neckischer Sonnenstrahl auf ihr Blondhaar und verdrehte François den Kopf, daß er augenblicklich Ludwig XIV., die Maintenon und die alte Uhr vergaß. Er ergriff die kleine Hand und führte Manon zum Lehnstuhl. Und als sie ganz erstaunt die Blicke an den Wänden entlanggleiten ließ, machte er sich zu ihrem Lehrer und erklärte das Museum der Rue Payette einer ebenso reizenden wie aufmerksamen Schülerin. Nach einer Stunde verließ Manon das Haus, in dem sie einen glücklichen Verehrer zurückließ.

Von da ab ging François Aucourt jeden Nachmittag um 4 Uhr von Hause. Aber während Monsieur Philipp seinen fast erkalteten Eifer für die berühmte Uhr neu entfacht glaubte, traf sich der Sohn mit Manon Delabort unter den Roßkastanien, die den Weg nach Chaligne bejäumten. Beim dritten Sehen nannte er sie seine liebe kleine Freundin und drückte ihre Hände. Voller Begier, ihr ganzes Leben zu kennen, erfuhr er bald, daß ihr Vater Schuhmacher sei, die Mutter für Herrschaften wusch und plättete, wobei Manon am Vormittag fleißig helfen mußte. Am Nachmittag halfen zwei jüngere Schwestern der Mutter, die beiden Brüder besorgten

Wege für den Vater, und sie selbst trug die Wäsche zu den Herrschaften, wobei oft ein schönes Trinkgeld abfiel. In den letzten Tagen beeilte sie sich sehr mit der Arbeit, um ein Stündchen für ihren neuen Freund zu gewinnen. Als sie das sagte, küßte ihr François die Finger. Und kaum eine Woche war vergangen, seit Manon den Stock in die Rue Payette trug, da nannte sie der junge Aucourt seine Braut, küßte sie auf den Mund und schwor, daß keine andere je die Seine werden würde.

Schließlich entging Manon nicht, daß ihr Schatz seinen Vater fürchtete und ihrer Heirat ein böses Hindernis entgegenstand. Eines Tages erklärte sie ihrem Verlobten rundweg, Monsieur Philipp kennen lernen zu wollen. „Wir haben da auf dem Hausboden noch so eine alte Uhr", sagte sie ihm, „die werde ich zu deinem Vater tragen." Das Wort Uhr elektrisierte François. „Wie sieht sie aus, ma chère?"

„Eh bien, sie war früher von Gold, ist sehr verstaubt, oben drauf tanzen Vögel um einen Kranz und am Fuß ist ein Souvenir eingekratzt." Der junge Mann war enttäuscht, wie schon so oft. Aber er bat Manon dennoch, die Uhr am nächsten Tage mitzubringen.

Manon sah an jenem Nachmittage so entzückend aus in ihrem hellen Waschkleide, daß ihr feuriger Liebhaber an nichts anderes dachte. Aber sie holte die Uhr aus ihrem Körbchen. „Ich habe sie sauber abgestäubt, mon ami, hoffentlich hat sie noch einigen Wert."

Der erste Blick zeigte François, daß er am Ziel seines Lebens war, das heißt des Junggesellenlebens. Die Vergoldung des Gehäuses war zerkratzt, die Zeiger abgebrochen, aber lustig tanzten die Amoretten um das Bild des Sonnenkönigs, und am Sockel standen die Worte, die Manon und François seit einer Woche dem Sinne nach befolgten.

Die Kleine wußte nicht, wie ihr geschah, als ihr Liebster sie plötzlich auf der Straße herumwirbelte und in einem fort küßte. Aber dann erfuhr sie die Geschichte dieser Uhr und war glücklich, daß irgendein Zufall das Ding unter das Gerümpel ihres Hausbodens geworfen hatte.

Am andern Morgen stellte François seinen Vater vor den kategorischen Imperativ: „Kann ich sofort heiraten, wen ich will, wenn ich die Uhr habe?" Der Alte war erstaunt. „Wo hast du sie denn?"

„Zuerst, kann ich heiraten?"

„Oui, oui, mille fois oui!"

Da stellte der junge Mann die gelöste Lebensaufgabe vor den entzückten Monsieur Philipp auf den Tisch und zog die errötende Manon vom Vorsaal herein. „Vater, hier siehst du meine Braut, die dir den Stock und mir die Uhr brachte." Wohlgefällig blickte der alte Herr auf. „Sagtest du nicht ein kleiner Junge hätte den Stock gefunden, für den du ihm 5 Franken gabst?" „Es war Manons Bruder. Aber nun gib uns deinen Segen und laß uns das Haus in Chaligne leermachen, damit wir unser Glück an die Stelle der alten Waffen tragen können." Da hob Herr Aucourt Manon auf die Knie und nannte sie seine kleine Fortuna und liebes Töchterchen . . . .

Am taufrischen Morgen.

Ein Strandidyll von **Hedwig Nicolay.**

Es war noch sehr früh, die Villen ringsum hatten ihre gläsernen Augen noch nicht aufgetan. Heiter blaute der taufrische Morgen über dem Strande, murmelnd und glänzend lag das Meer. Weiße Möven schossen unter dem blauen Himmel dahin, und am fernen Horizonte standen die braunen Segel der Fischerboote. Alles war still, sonnig und so traumselig, als sei man meilenweit vom Getriebe eines Weltbades entfernt.

Eben zogen die Badeanstalten die Wimpel auf, als leise ein Gitterpförchen erklang, aus dem eine schlanke Gestalt huschte; sie sprang über die mit Strandhafer bewachsene Böschung herab, sank knöcheltief in den weißen Sand und eilte schnell der Kante zu, wo verschiedene Fischerboote ans Land gezogen waren.

Diese lagen nahe genug, daß die Stricke die eingerammten Pfähle erreichten, jedoch zu entfernt, um trockenen Fußes zu ihnen zu gelangen, was den Ankömmling in lebhafte Verlegenheit zu sehen schien.

Mit spähenden Augen, das Näschen weit vorgestreckt, auf den äußersten Fußspitzen balancierend, sah Fräulein Otti Besser zu der „Rixe" hinüber, bis sich so kokett vom Morgenwind umschmeichelnden, wie zu einem großen Schatzkasten voller Geheimnisse.

Aber ach, sie vermochte nichts anderes, wie die Ruder und die obere Fläche des Segeltuches zu erblicken, und bei jedem Schritt vorwärts gab der Sand bedenklich nach, und kleine Wasserlachen sammelten sich in den Fußtapfen.

Otti sah in ihrem hellblauen Kleide so hübsch aus wie der junge Morgen; aber sie war ärgerlich, daß sie nicht weiter in den flutgetränkten Sand hineinkonnte. Und doch mußte sie unter allen Umständen dicht an die „Rixe" heran, um ihren Sonnenschirm zu suchen. Den hatte sie gestern nach der Segelfahrt mit den Eltern vergessen, als sie beim Aussteigen einen Gruß erhielt, einen Gruß von „ihm", der außerhalb seiner Ferienzeit mit Ernst und Eifer die Mädchen zu lehren und den Knaben zu wehren hatte, der ein dunkler, stattlicher, junger Herr war und Doktor Erhard hieß.

Die Bekanntschaft mit dem jungen Doktor hatte sie am Strande gemacht, als sie über seine lang im Sande ausgestreckten Beine gestolpert war. Da hatte er ihr unter höflicher Entschuldigung seinen Namen genannt, dann am Abend auf der Reunion mit ihr getanzt, bis ihr der Atem verging und sich zuletzt ihren Eltern vorgestellt, die ihn freundlich aufnahmen. Von da an waren sie täglich am Strande zusammengetroffen, und Otti errötete immer tiefer, wenn er bei der Begrüßung aber beim Abschied ihre Hand etwas länger als irgendwie nötig gewesen wäre, festhielt.

Gestern abend hatte sie nun beim Knoten einer Häkelarbeit, an welcher wie an geologischen Geschieben und verschiedene Zeitalter erkennbar waren, natürlich immerzu an „ihn" gedacht und sich dabei überlegt, wie sie morgen ihr Persönchen durch eins ihrer hübschen Kleider so niedlich als möglich entfalten konnte, als es ihr plötzlich wie ein Messer durch die Seele ging. Sie besann sich mit einem Male, daß sie ihren Sonnenschirm im Boot hatte liegen lassen, den wunderhübschen Schirm, den die Mama ihr nicht hatte taufen wollen, weil er so teuer war.

Sie hatte die Nacht vor Ärger kaum schlafen können und war nun vor Tau und Tag aufgestanden, um den Verlorenen zu suchen.

Vor ihr befanden sich tiefe Fußspuren, welche das Wasser noch nicht ganz weggewaschen hatte, sie zeigten, wie weit die Pioniere der kleinen, spatenbewaffneten Strandläufer vorgedrungen waren. Ach, die Glücklichen, die ihre braungebrannten Füßchen, ohne Rücksicht auf kunstreiche Produkte der Schuhmacherzunft, in den feuchten Sand tauchen durften!

Ein Gedankenblitz durchzuckte Otti. War sie denn in ihrem Leben noch nie barfuß gegangen? Sie erinnerte sich einer Szene der Vergangenheit, bei den Großeltern auf dem Gut, wo ihre Kindergärtnerin, in einer Hand ein Paar flatternde Strümpfe, in der anderen ein Paar gelbe Stiefel, schreiend hinter ihr hergezogen war, während sie gleich Enten, Gänsen und Dorfkindern, jeglicher Chaussüre bar, um den Wassertümpel patschte.

Otti lachte bei diesem Gedanken und sah sich schen um. Sie war ganz allein, nur die Möwen wiegten sich in der Luft.

Schnell entschlossen bückte sie sich, riß die Knöpfe ihrer hohen Stiefel auf, streifte im Nu ihre langen Strümpfe ab, und patsch, patsch trat sie in den nassen Sand. Beinahe hätte sie den eigentlichen Zweck ihres Hierseins vergessen, solchen Spaß machte es ihr, die wassergefüllten Spuren ihres niedlichen Fußes dem Sande einzudrücken.

Eben wollte sie sich mit Eifer an das Werk des Suchens machen, indem sie sich über die hölzernen Seitenwände der „Rixe" bog, als sie einen eigentümlichen Ton, wie ein Räuspern, hinter sich hörte. Hastig wandte sie sich um und glitt vor Schreck fast in das Wasser, denn vor ihr stand, ein mühsam verhaltenes Lächeln um die Lippen, „er", der Doktor Walter Erhard.

Er lüftete höflich den Hut, wobei die Morgenluft spielend sein braunes Haar bewegte. „Schon so früh auf, gnädiges Fräulein", sagte er; sein Lächeln wurde deutlicher und wärmer. „Und — und —" er stockte, denn er wußte nicht recht, ob er von der Verfassung, in der er sie fand, Notiz nehmen sollte.

Das gnädige Fräulein stand vor ihm mit gesenktem Köpfchen und so rot, wie sie nur werden konnte.

Endlich begann sie zu stottern: „Sch — ich habe gestern meinen Sonnenschirm verloren . . ."

„Ich, und Sie suchen ihn?" erbarmte er sich ihrer. „Nun, wenn ihn die See nicht fortgespült hat, wird er ja wohl zu finden sein. Darf ich helfen?"

Sie nickte schüchtern, während er ohne Bedenken ins Wasser trat und das ganze Fahrzeug nach dem Flüchtling abzusuchen begann. Allein vergeblich.

„Hier ist er nicht, muß ich bedauernd konstatieren", sagte er.

Otti schob die Unterlippe vor und sah so hilfsbedürftig und süß aus, von dem blonden Haar herab, bis zu den nackten Füßchen, daß der junge Doktor dringend an sich halten mußte, sie nicht in seine Arme zu schließen und zu trösten.

„Was nun?" fragte sie ganz kleinlaut.

„Wahrscheinlich hat ihn der Schiffer an sich genommen und wartet erst die Verheißung einer Belohnung ab", entgegnete er beruhigend. „Wir machen die Sache an der Strandtafel bekannt, ich will das gern besorgen, gnädiges Fräulein."

Sie nickte dankbar und sah dabei unwillkürlich an sich herab; ihr Blick streifte ihre Strümpfe und Schuhe, und wieder wurde sie puterrot.

Walter Erhard wandte die Augen nicht von ihr, er bemerkte ihre Verlegenheit, und lächelnd meinte er: „Was Sie für reizende Füßchen haben, Fräulein Otti, — pardon — gnädiges Fräulein."

In steigender Verwirrung entgegnete sie: „Bitte sagen Sie ruhig Fräulein Otti, das klingt viel schöner als die so unpersönliche und indifferente Anrede „gnädiges Fräulein", die gar nichts besagt."

„Tausend Dank für diese Erlaubnis, Fräulein Otti", rief er beglückt. In seinen Augen stand ein helles Leuchten.

Sie wußte gar nicht mehr, wohin sie blicken sollte.

„Aber nun, Fräulein Otti, da ich nun einmal unfreiwilliger Zeuge geworden bin, wie Sie sich für Ihre wissenschaftliche Stranduntersuchung präparierten, gestatten Sie mir wohl, Ihnen als Freund in tiefster Ergebenheit den vielleicht indiskreten Rat zu geben, sich wieder ein wenig — den bestehenden Verhältnissen zu akkomodieren; die Stunde rückt vor . . ."

„Um Himmelswillen", rief Otti erregt, „ich glaube, da kommen schon Leute."

„Nur zwei von der Kultur wenig beleckte Ureinwohner dieses Strandes", meinte er. „Immerhin empfehle ich Ihnen die „Rixe" als Toilettenzimmer, es bewahrt Sie vor neugierigen Blicken. Bitte setzen Sie Ihren Fuß auf meine Hand und stützen Sie sich getrost auf mich."

Um daheim, wenn sie mit ihrem Vater spazieren ritt, auf ihr Pferd zu gelangen, waren ihr dergleichen Hilfen geläufig. Das Anerbieten dieses Ritterdienstes frappierte sie deshalb nicht so sehr; sie erwiderte nur etwas zögernd: „Aber meine Stiefel ist ja so naß und sandig."

„Was schadet das", lachte er, „nur geschwind, geschwind."

Etwas schamhaft raffte sie ihre für sie Toilette unerläßliche Habe zusammen und warf sie ins Boot. Einen Moment zögerte sie noch, dann setzte sie schnell ihren kleinen rosigen Fuß auf Walters ausgestreckte Hand, stemmte beide Hände auf den Rand des Fahrzeuges und schwang sich mit einem Satz geschickt hinein, als gäuge es in einen Sattel.

Seltsam wurde es dem jungen Doktor zu Sinne, als der kleine Fuß nun wirklich auf seiner Hand ruhte, als die Wärme daraus gleich einem elektrischen Schlag in seinen Körper überging, als seine Finger sich unwillkürlich eine Sekunde wie um einen Vogel um ihn schlossen — nur ganz flüchtig und doch lange genug, um eine Kette zu schmieden.

Schnell war Otti mit dem Ankleiden fertig geworden und sprang dann, mit Hilfe ihres Ritters, in weitem Bogen aus dem eigentümlichen Toilettengemach aufs Trockene.

In diesem Moment kam, mit leisem Lächeln grüßend, eine bekannte Dame vorüber, die als erste zur Badeanstalt ging. Walter verneigte sich höflich; Otti dagegen nickte kaum merklich mit dem Kopf und ärgerte sich über den fragenden Blick, der von ihr zu Walter ging; sie kam sich wie ein ertappter Backfisch vor.

Als die Dame vorüber war, sagte sie mit seltsamer Hast: „Adieu, Herr Doktor, ich muß nach Hause."

„Aber warum mit einem Male diese Eile, Fräulein Otti", fragte Walter, „ich hatte es mir so schön gedacht, noch ein Weilchen mit Ihnen zu promenieren."

„Jetzt? Mit mir?" klang es fragend zurück.

„Freilich!" nickte er wieder mit demselben Leuchten im Blick wie zuvor, „jetzt ist es doch am schönsten, wo noch keine Menschen da sind."

Otti stand stumm, die himmelblauen Augen waren verwirrt gesenkt, sie schienen die vor der Flut über Nacht ausgeworfenen Muscheln zu zählen, die der sammelnden Kinderhände harrten. Dann glättete ihr Fuß unbewußt die Schraffierungen, die die Wellen in den weißen Sand gezogen hatten.

So allerliebst hilflos sah sie wieder aus, das ganze kleine, hübsche Geheimratstöchterchen, daß Walters Herz mit einem Male eine große, heiße Woge durchströmte.

Er neigte sich zu ihr, ergriff plötzlich ihre beiden Hände und da ihm nur leiser Widerstand entgegengesetzt wurde, zog er die schlanke Mädchengestalt in seine Arme.

„Süße, kleine Otti", flüsterte er, „weißt du es denn immer noch nicht, daß ich am liebsten mit dir ganz allein irgendwo sein möchte, wo kein Mensch meine Glückseligkeit stört."

Otti hob verschämt den Blick auf, und als sie in den braunen Augen des heimlich Geliebten den Widerschein des eigenen inneren Glückes sich spiegeln sah, da ward ihr so wunderselig zumute, und ohne ein Wort zu sprechen, nur leise erschauernd, lehnte sie ihr blondes Köpfchen an seine Brust.

Die See sang ihr gewaltiges, urewiges Lied, aus dessen geheimnisvollem Brausen es den beiden jungen Menschen wie die Verheißung eines reinen Glücks entgegenklang.

Wahrer Liebe treue Pflicht,
Wendet sich durch Ableyn nicht.
Paul Fleming.

Aus der Welt der Frau.

Vorsichtige Liebe liebt verschlossene Türen.
Christ. Dietr. Grabbe.

Die Hausfrau in der Sommerfrische.

Von Egid von Eiler.

(Nachdruck verboten.)

Alles genießt jetzt in tiefen, vollen Atemzügen die göttliche Ferienluft; der schmale, studenblasse Gymnasiast vergnügt sich im Wald und Feld, das kleine Mädel läßt seine langweilige Handarbeit daheim und treibt Schnurspringen und Ballspiel; denn was sind alle von den Schulbehörden befohlenen „körperlichen Uebungen" im Vergleich mit der köstlichen Ungebundenheit der Ferienzeit? Ja, sogar der rastlos tätige Papa gönnt sich einige Wochen Erholung, wenngleich seine Gedanken noch immer viel zu oft an Amt und Beruf hängen.

Nur ein Glied der Familie wird merkwürdigerweise immer vergessen: die Mutter, die Hausfrau. Es scheint, als ob sie allein von allen Angehörigen nicht das Bedürfnis hätte, sich zu erholen. Und doch hat sie gerade in der Sommerfrische oft noch mehr zu tun als während des Arbeitsjahres, denn die Schule, die ihr wenigstens für ein paar Stunden die Aufsicht über die Kinder abgenommen hatte, ist geschlossen. Und daß die unvermeidliche Verwilderung der lieben Jugend während des Landaufenthaltes wohltätig auf die mütterlichen Nerven einwirkt, wird niemand behaupten wollen. Wohlgemerkt: natürlich reden wir hier nicht von Luxusdamen und Sportprinzessinnen, sondern von den tätigen, sorgenden, schaffenden Frauen des Mittelstandes, der den Staat zusammenhält. Aber woher kommt die sonderbare Vorstellung, daß die Mutter und Hausfrau jahraus jahrein ohne jede Pause arbeiten müsse? Warum denkt niemand daran, daß sie im Grunde mindestens ebensoviel Anspruch auf Erholung hat als der Mann und die Kinder? Einfach deshalb, weil die meisten Frauen zu ihrem eigenen Schaden diesen Anspruch gar nicht geltend machen; weil sie das Haus- und Küchenzepter niemanden anvertrauen, nicht einmal der eigenen erwachsenen Tochter, geschweige denn irgendjemen dienstbaren Geist.

Mag das Bedürfnis, wenigstens für einige Zeitlang „auszuspannen", noch so groß sein: die Hausfrau rackert sich seufzend und klagend weiter ab, bis sich endlich ein ernsthaftes Leiden einstellt, unter dem nicht nur sie, sondern auch das Haus und die Familie viel mehr Schaden nehmen, als wenn sie sich zur rechten Zeit einige Wochen gründlicher Erholung gegönnt hätte. Will die Hausfrau ihre Sommerfrische wirklich genießen und neue Kräfte sammeln, so darf sie nicht beständig an Haus und Küche denken; sie muß gerade so wie die Kinder alle Mühe des Jahres vergessen und ihre Gesundheit pflegen, muß baden, Luft, Licht und Sonne genießen und ihr Nervensystem ordentlich ausruhen lassen. Mann und Kinder werden sich gerne mit der einfachen Kost begnügen, die irgend eine Küchenaushilfe aufzutischen bringt, und Hunger, frische Luft und kühle Bäder würzen auch das primitivste Mahl. Und die Kinder, namentlich die Knaben, können nicht früh genug an die Vorstellung gewöhnt werden, daß die Arbeit der Mütter etwas Ernstes und Wichtiges ist. Denn der Durchschnittsmann ist zu gern geneigt, mit einer gewissen Geringschätzung auf sie herabzusehen, und erst dann, wenn er einer Wirtschafterin oder sonstigen bezahlten Kraft in Geld ein Aequivalent für diese Arbeit geben muß, schätzt er nach Gebühr ihren wirklichen Wert. Und es gibt kein kostbareres Gut für den einzelnen wie für die Gesamtheit, als die Arbeitslust und Arbeitskraft.

Das sollten unsere Hausfrauen bedenken. Sie müssen sich vor Augen halten, daß ihre Arbeit im Hause, auch wenn niemand davon spricht, ebenso unentbehrlich ist, ebenso positive Werte schafft, wie jene des Mannes in seinem Berufskreis. Und daß jeder Arbeiter seine Erholung haben muß, wenn er nicht vorzeitig seine beste Kraft verlieren soll.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19140719023/fragment/page=0002